

„Menschen müssten der Trauer eine Heimat geben“

Publizist Fritz Roth sprach auf Einladung des Hospizvereins

Sögel „Holt die Sterbenden in eure Mitte“, plädierte Fritz Roth für eine neue Sterbekultur. Der Publizist und Inhaber eines Trauerhauses aus Bergisch Gladbach untermauerte, die Menschen müssten „der Trauer eine Heimat geben“.

Auf Einladung des Sögeler Hospizvereins referierte Fritz Roth, auch bekannt durch Fernsehinterviews und Bücher zum Thema „Trauer und Tod“, vor rund 60 Zuhörern in der Jugendbildungsstätte Marstall Clemenswerth. Der Referent kritisierte eingangs seiner Ausführungen die gesellschaftliche Tendenz, das Thema Altern und Sterben aus dem öffentlichen Bewusstsein zu verdrängen. Der Tod käme hinter „verschlossene Türen, in sterile Krankenhäuser und Hospize“:

Wenn Menschen zum ersten Mal mit einem Sterbenden konfrontiert würden, seien die meistens überfordert. Ihnen fehlten wichtige Erfahrungen im Umgang mit Sterbenden, die früher noch ganz selbstverständlich erworben werden konnten. Für viele Menschen gehe das Leben nach einem Todesfall so weiter, als ob nichts gewesen wäre. „Wenn man angesichts des Todes nicht innehält, wann dann?“, so Roth. Der Tote in unserer Mitte mahne: „Spüre deine Zeit, sei

lebendig. Und: Gedenke, dass du sterblich bist.

Der Referent verwies in diesem Zusammenhang auf ein von ihm eingerichtetes Haus der Begleitung hin. Das Haus sei ein Ort der Begegnung, „eine Heimat für Menschen, die einen Verlust erlitten haben“. In dieser Vertrautheit könne ein trauernder Mensch wagen, neue Lebenserfahrungen zu machen oder sich mit seinen drängenden Fragen auseinander zu setzen. Unter „Heimat“ verstehe er aber nicht nur einen realen Ort, sondern auch einen inneren Rückhalt, ein „Seelenfundament“, das auf Wertvorstellungen gegründet sei.



ÜBER TRAUER UND TOD sprach der Publizist und Inhaber eines Trauerhauses, Fritz Roth, im Marstall Clemenswerth in Sögel.

Die Trauer brauche auch keine Experten, eigentlich auch keine Bestatter oder Therapeuten. Was Trauernde eher benötigten seien Menschen, die mitgehen, mit denen man gemeinsam trauern kann. Eine derartige Trauerarbeit setze Beziehung voraus. Für Roth ist Trauer letztlich nichts anderes als Liebe zu den Verstorbenen. So seien Kinder gute Trauerbegleiter. Wenn Kinder einen Toten sehen, schreien sie zumeist. Sie fassen ihn an, um das Unfassbare „fassbar“ zu machen. „Von diesen Kindern kann man lernen“, so Roth.

Bei einem Todesfall kamen früher die Leute, die Freunde ins Haus. Sie brachten Kuchen mit und beteten, und manchmal wurde auch getrunken. Heute dagegen stehe die namenlose Beerdigung im Vordergrund. Der Satz „Von Beileidsbekundungen am Grabe bitten wir Abstand zu nehmen“ zeige unter anderem auch, wie sprachlos unsere Gesellschaft gegenüber dem Tod geworden sei. Hier könne man viel von den Kindern lernen. Während die Erwachsenen und Jugendlichen häufig hinter ihren coolen Fassaden in ihren Gefühlen erstarrt seien, könnten Kinder Gefühle noch zeigen. Für die Trauer benötige man Zeit, Raum und vor allem die Erlaubnis, trauern zu dürfen.